

Betrachtungen zu den Flurnamen Gstadmatt und Gstad in Reigoldswil

Autor(en): **Zehntner, Leo**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Baselbieter Heimatblätter**

Band (Jahr): **26 (1961-1962)**

Heft 3

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-859570>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

hätte ich Ihren Vortrag über Indonesien gehört; denn ich bin über den jetzigen Zustand von Java schlecht unterrichtet. Könnten Sie mir bei Gelegenheit darüber einiges mitteilen? Gibt es noch Zuckerfabriken und andere landwirtschaftliche Betriebe in Händen von Europäern, oder blieben nur die in Händen von Chinesen verschont? Wie sind eigentlich die Europäer wissenschaftlicher Berufe weggekommen, wie stellt sich die einheimische Bevölkerung zu der neuen Regelung? Jawohl, der Kolonialismus hat auch sein Gutes gehabt; Fehler sind ihm genug passiert, aber machen die neuen, selbständig gewordenen Staaten nicht auch Fehler: siehe z. B. das Chaos im früher belgischen Kongo, und in Java wirds auch allerhand Krummes geben.

Mir geht es in meinem hohen Alter ordentlich, ja gut und ich darf nicht klagen, wenn sich beim Fehlen einer intelligenten Beschäftigung gelegentlich Langeweile einstellt. Wie lange es noch dauern wird, ist ungewiss. Die 100 werde ich wohl nicht erreichen, es ist noch gar lange bis dahin... Ich kann trotz stark vermindertem Augenlicht mit durch eine Lupe unterstützter Brille noch allerhand lesen. So habe ich im Sommer noch den 800seitigen Bericht über das 500jährige Bestehen der Basler Universität bewältigt. Im Tennis könnte ich nicht mehr viel leisten! Mein Gehwerk ist stark vermindert, aber ich gehe noch ab und zu ins Dorf, um kleine Geschäfte zu besorgen.

Seien Sie nebst Ihrer werten Frau herzlich gegrüsst. Mit besten Wünschen für Ihr Wohlergehen

Ihr alter Dr. Leo Zehntner,

von dem es heisst: «Er hört nicht gut und sieht nicht gut, und kann nit weidli laufen!»

Nach diesem letzten an mich gerichteten Brief, viereinhalb Monate vor seinem Tod, sei noch die Danksagung anlässlich seines 90. Geburtstages, beigelegt, die von der Bescheidenheit des auch im Ausland so angesehenen Baselbieters Zeugnis ablegt:

Für das zahlreiche, liebenswürdige und vielfältige Gedenken, das mir aus Anlass des 90sten Geburtstages zu Teil geworden ist, spreche ich auf diesem Wege meinen tiefgefühlten Dank aus. Ich werde aber nicht vergessen, dass mir dabei kaum ein Verdienst zukommt. Vielmehr habe ich mich als begnadet zu betrachten. Mein Gemüt ist von dieser Schicksalsfügung denn auch von dankbarer Gesinnung erfüllt...

Betrachtungen zu den Flurnamen Gstadmatt und Gstad in Reigoldswil

Von Leo Zehntner

Wer ein hohes Alter erreicht und verschiedener Umstände wegen, die sich allmählich einstellen, bei übrigens relativer geistiger Frische, schliesslich einer regelmässigen sinnvollen Beschäftigung entsagen muss, verfällt unweigerlich in die Gewohnheit, dass er Fragen und Verhältnisse, die ihn früher schon beschäftigten, wieder aufgreift. Auch wird er sich gelegentlich über Langeweile beklagen und sich der Worte Nicolo Macchiavellis erinnern, die lauten: «Das Hässlichste auf der Welt sind wohl nicht die Sorgen, die Krankheiten, nicht Armut und Kummer, sondern das ist die *Langeweile*.»

Eine meiner Erinnerungen gilt den Flurnamen *Gstadmatt* und *Gstad*, die einem Bauernhof bei Reigoldswil den Namen gegeben haben. Es sei mir gestattet, meine Gedanken hierüber den Lesern dieser Baselbieter Zeitschrift zur Kenntnis zu bringen.

Der Hof Gstad liegt auf der linken Talseite des Reigoldswiler Tales. Er teilt seine Lage mit den Höfen Niestelen und Eichen, liegt aber eine Geländestufe tiefer, aber immer noch 80 m über der Talsohle. Der Name weist eher auf ein Gelände an einem Fluss oder an einem See hin und man wundert sich nicht wenig, wie er entstanden ist. Für mich drängte sich eine Erklärung auf, als ich



Bild 1. Sandhügel im Bergli. Photo E. Plattner.

vor etwa 35 Jahren auf der rechten Talseite, droben im *Bergli*, ein abgerundetes Hügelchen antraf, das spärlich bewachsen und mit einer handtiefen, lockern, hellfarbigen, feinen Sandschicht bedeckt war. Ob der anschliessend nach Süden folgende, wenig erhabene Hügel seinerzeit ebenfalls mit Sand bedeckt war, ist mir leider nicht bekannt. Es handelte sich bei dem genannten Sandhügelchen offensichtlich um eine *Sandbank*, wie solche an den Ufern unserer Seen im untiefen Wasser oft zu beobachten sind. Dafür spricht auch die elliptische, abgerundete Form des Hügelchens, das gleichsam eine sanfte Kuppe bildet. (Bild 1)

Lässt man nach dieser Feststellung den Blick schräg über das Tal hinweg schweifen, so fällt das *Hofgebiet* des Gstad auf der linken Talseite auf. Dieses macht mit seiner sanft ansteigenden Wiese ganz den Eindruck eines Seeufers oder eines Gestades.

Nördlich der erwähnten Sandbank im Bergli dehnt sich ein schmaler Waldstreifen aus, der sich vom bestehenden Wald aus etwa 15 m in gerader Richtung in die Wiese hinein erstreckt. Die genaue Untersuchung dieses Streifens zeigt, dass er auf einer sogenannten *Steimerten*, d. h. einem Lesesteinhaufen,

wurzelt. Solche Haufen finden sich öfters an Wald- oder Besitzergrenzen. Vor 35 Jahren war der Streifen nur mit kleinem Gestrüpp bewachsen, das die Aussicht über das Tal kaum hinderte. Ein einziger Waldbaum, eine grosse *Birke*², stand damals nahe beim untern Ende der Steimerte. Dieser Baum fiel mir auf, weil seine Aeste gestutzt und dicht mit dünnen, herabhängenden Zweigen besetzt waren. Die Birke musste eben Material für *Birkenbesen* liefern! Ein ähnliches Exemplar stand auf «Feld», am alten Strässchen nach Titterten. Dieses wurde im Frühling oft angebohrt, um den wohlschmeckenden, reichlich fließenden *Birkensaft* zu gewinnen.



Bild 2. Hof Gstad, wie er von der Nordseite des schmalen Waldstreifens in nordwestlicher Richtung zu sehen ist. Photo E. Plattner.

Aehnlich wie mir wird es wohl früheren Bewohnern des Tales und Beobachtern des Sandhügels ergangen sein, wenn sie vom Bergli aus über das Tal blickten. Wohl auch ihnen prägte sich unwillkürlich der Gedanke eines früheren Talsees ein. So erkläre ich mir die *Herkunft* des Namens Gstad, der in der Mitte des 19. Jahrhunderts auch auf den neu entstandenen Bauernhof übergegangen ist. (Bild 2)

In den letzten Jahren ist der beschriebene Waldstreifen hoch aufgeschossen und verwehrt den Blick nordwärts über das Tal. Um die Aussicht zu geniessen, muss man sich auf die Nordseite des Streifens begeben.

Es reizte mich nun zu erfahren, ob ausser dem Sandhügel noch andere *Anzeichen für das frühere Bestehen eines Talsees* vorhanden sind. Da ist zu erwähnen, dass das obere Reigoldswilertal an verschiedenen Stellen starke *Verengerungen* aufweist, wo sich in früheren Epochen das Wasser gestaut haben konnte. Die Hindernisse sind dann durch die *Hintere Frenke* in zäher Arbeit hinweggespült worden. Ich verweise auf die Talenge beim *Hoggenhübel*, dann

auf die Enge bei der *Wüeribrücke* und endlich auf die Enge oberhalb Ziefen, wo der *Holzenberg* und die nördliche Fortsetzung des *Obertalrains* nahe zusammentreten. Die letztgenannte Verengung sehe ich als das wichtigste Hindernis an. Sie bildete sozusagen das natürliche Stauwehr für den Talsee, welchem die Ablagerung des Sandhügels zu verdanken ist. Sehen wir uns diese vermutliche Seefläche einmal an: Sie würde vom Wehr aus das *Cholmattälchen* tief unter Wasser setzen, etwas weniger tief das Gelände der heutigen *Bütschenhöfe*, auf der linken Talseite würden die *Fraumatt*, die *Gorisen* und die *Mälchgass*³ unter dem Wasserspiegel verschwinden, während das *Gstad* eben noch von den Fluten erreicht würde. In der Talweite von Reigoldswil käme das

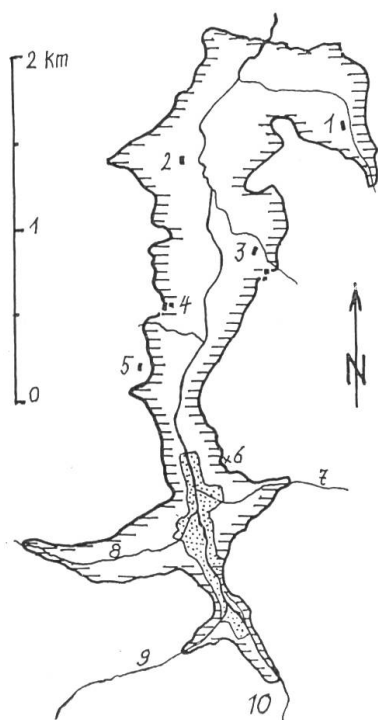


Bild 3. Der vermutete Talsee, gezeichnet nach den Höhenkurven der Landeskarte 1:25 000.

1 Cholmatt, 2 Fraumatt, 3 Ob. Bütschen, 4 Gorisen, 5 Gstad, 6 Sandhügel auf ca. 540 m Höhe, 7 Wolbächli, 8 Rüschelbach, 9 Ämlisbach, 10 Hintere Frenke.

Wolbachtälchen und das ausgedehnte Gelände des *Rüschelbaches* ebenfalls unter den Wasserspiegel zu liegen. Das obere Ende des Sees befände sich etwas unterhalb der Häusergruppe im *Chilchli*. Die Kartenskizze 3 gibt auf Grund der Höhenkurven des Landeskarte 1:25 000 die annähernde Gestalt des Tal-sees wieder. (Bild 3)

Schliesslich entschloss ich mich in jüngster Zeit, auch die vermeintliche *Sandbank* im Bergli näher zu untersuchen. Leider brachte eine vorgenommene Schürfung zunächst einen eher negativen Bescheid. In den 35 Jahren seit meinen ersten Beobachtungen hatte sich manches sehr verändert. So war von der damals festgestellten oberflächlichen Sandschicht des Hügels nichts mehr zu sehen und beim Graben in die Tiefe stiess ich nicht auf Sand, sondern auf ein aus Steinen, Sand und Lehm vermengtes Erdreich, das in 70 cm Tiefe in Gehängeschutt (Kalksteintrümmer) übergeht. Im Schnitt zeigte sich sehr schön der Uebergang einer schwärzlichen Ackerkrume in die vorhin beschriebenen hellen, gelblichen Schichten. Das Verschwinden der oberflächlichen Sandschicht erkläre ich mir durch das mehrmalige Pflügen und Anpflanzen des Hügels, der heute als fruchtbares Acker- oder Wiesland zu werten ist.

Trotz diesem unerwarteten, enttäuschenden Befund halte ich am Bestehen eines Sees im obern Reigoldswilertale fest. Dieser mag vielleicht nicht sehr lange bestanden haben, was aber nach geologischen Masstäben gleichwohl Jahrhunderte bedeuten kann.

In bezug auf den chronologischen Ablauf beim Durchfressen der Talenge halte ich dafür, dass die Holzenbergenge als erste verschwunden ist. Die obern Engen traten erst nach der Senkung der sogenannten Erosionsbasis in Erscheinung; sie wurden vom Bach in kürzester Zeit bewältigt.

Der reiche *Gehalt an Lehm* im Erdreich des Sandhügels ist meines Erachtens ebenfalls der Wirkung des Sees zuzuschreiben und in der Tat ist er bei der höher gelegenen Wiese viel geringer.

In diesem Zusammenhang lässt sich feststellen, dass auch auf der linken Talseite in den obern Lagen reiche Lehmschichten vorkommen. Ich erinnere mich aus meiner Jugendzeit und habe selbst beigewohnt, wenn jemand im Unterdorf Lehm⁴ benötigte, er diesen in der *obern Mettlimatt* holte, nämlich von der Westkante des von der Mülilmatt hinaufführenden Karrenweges. Dieser Weg führt einerseits nach der Gstadmatt, anderseits führte früher ein Fussweg weiter nach dem Hof Niestelen. Das Lehmgraben hat aber längst aufgehört, weil ein für den Ofenbauer präparierter Lehm eingeführt wird, der das unsaubere und zeitraubende «*Leimbêre*» überflüssig macht.

Endlich liess ich zum Vergleich auf der oberhalb des Sandhügels sich ausbreitenden Wiese graben. Dabei zeigte sich, dass auch dort das Erdreich mit Steinen verschiedener Grösse und grobem Sand vermischt ist. Die Beimischung von Lehm ist aber viel geringer als beim Sandhügel. Ein alter Eigentümer von Bergliland erklärte mir seinerzeit schmunzelnd, dass der Boden trotz seines Reichtums an Steinen noch ordentlich fruchtbar sei und bei der Bearbeitung mit der Hacke bei jedem Streich gar freundlich und lebhaft zu einem spreche.

Weitere *Anzeichen* für das Vorhandensein eines früheren Sees im Gebiete von Reigoldswil sind mir bis jetzt nicht bekannt geworden. Es besteht aber sicher die Möglichkeit, dass ähnliche Ablagerungen vorhanden waren, aber dem gleichen Schicksal verfallen sind wie die Sandschicht im Bergli.

Endlich ist noch zu erwähnen, dass in der Nähe des obern Reigoldswilertales der *See von Seewen* im solothurnischen Schwarzbubenland bestand. Seine Entstehung hängt mit einem Bergsturz in prähistorischer Zeit zusammen. Dieses stehende Gewässer wurde im 16. Jahrhundert künstlich abgegraben und der ursprüngliche Seeboden in Kultur genommen.

Anmerkungen

¹ Bemerkungen der Redaktion

Die Ausführungen des ältesten Mitarbeiters der BHBL — Herr Dr. L. Zehntner hatte bei deren Abfassung sein 96. Altersjahr angetreten — sind in ihrer Art so interessant und lehrreich, dass wir sie gerne abdrucken. Einerseits fassen sie auf weit zurückliegenden, genauen Beobachtungen, anderseits sind die Schlüsse folgerichtig und originell. Immerhin sei gestattet, das Problem auch von der volkskundlichen, sprachlichen und geologischen Seite her zu beleuchten.

- a) Die *mündliche Ueberlieferung* manches Taldorfes (z. B. Oberdorf, Ziefen) berichtet von einem früheren See, welcher die Talweite bedeckt hat, aber langsam durch das Durchsägen des Talriegels zum Verschwinden gekommen ist.
- b) Der *Flurname* Gstadmatt, Gstad wird urkundlich 1447 erstmals genannt: «ein bletz maten uff dem nidern stad». Im gleichen Jahr erscheint bereits auch «gestad». Nach Idiotikon 10, 1327 f. bedeutet der anderorts recht häufige Name einen Landeplatz an einem See oder an einem Fluss, aber auch schlechthin das Ufer, die Böschung eines fliessenden Gewässers. Die nähere Bezeichnung «uff dem nidern stad» verrät übrigens, dass der Name

vom weiter unten liegenden Bachufer auf die erste Terrasse gewandert ist, d. h. neben dem «nidern» muss auch ein «oberes» Gstad bestanden haben. Ob man bei der Namensgebung an den fraglichen Talsee gedacht, muss offen gelassen werden. Schliesslich sind das Liestaler Gstadig (Quartier an der Ergolz) und das Gstad bei Münchenstein (bei der Birs) ähnliche Namenbildungen wie in Reigoldswil.

- c) Aus den *geologischen Verhältnissen* des obern Reigoldswilertales lassen sich folgende Schlüsse ziehen: Das Tal ist ein typisches Juraquertal. In seiner Anlage war es wohl vor der Jurafaltung vorhanden. In dem Masse, wie die Faltung vor sich ging, schnitt sich der Bach in seine Unterlage ein. Fundamentgrabungen in der Talsohle oder in deren Nähe haben an verschiedenen Stellen in Reigoldswil (Moosmatt, Dorfplatz, Unterdorf) das Vorhandensein morastiger Stellen bewiesen, was mit dem Vorhandensein stehender Gewässer im Zusammenhang steht. H. Schmassmann nimmt in einer Untersuchung über die Verbreitung der erratischen Blöcke im Baselbiet (Tätigkeitsber. Nat. Ges. Baselland, 20, 1955) sogar einen vom Eiskörper der grössten Vergletscherung gestauten See an, der das obere Reigoldswilertal unter Wasser setzte. Sein Ueberlauf wäre nördlich des Holzenbergs nach dem Seebachtal birswärts abgeflossen. Nun haben allerdings neue Funde in Reigoldswil (1958) ebenfalls Moränenreste nachgewiesen, wodurch die Hypothese vom eisfreien und zurückgestauten Reigoldswilertal wieder in Frage gestellt wird. Die Ablagerungen des sogen. Sandhügels können in diesem Falle als fluvioglaziale Bildungen erklärt werden, während die Lehmvorkommen als Gehängelehm, ein Verwitterungsprodukt der anstehenden Gesteinsschichten, zu deuten sind.
- ² Der wissenschaftliche Name der *Birke* ist *Betula verrucosa*, das ist die «warzige», was bei der allgemein herrschenden Ansicht, der Baum besitze eine sehr glatte, weisse, seidenglanzende Rinde, Verwunderung hervorrufen muss. Tatsache ist, dass der Baum im Alter zu unterst am Stamm eine etwa 30 cm hohe Zone dunkelgefärbter Borke bildet, die an der Oberfläche wie mit Warzen besetzt ist. Es kommen in Mitteleuropa mehrere Birkenarten vor. So mussten die Botaniker Namen wählen, welche die Unterschiede der Arten genau kennzeichnen.
- ³ Die *Mälchgass* gehörte in früherer Zeit zur sogenannten Kuhweide (Chüeweid). Dieses Gemeindeland (die Allmend) liegt in der Ausdehnung von 150 Jucharten in der Nordwestecke des Gemeindebannes und grenzt an Bretzwil, Seewen und Ziefen. Ein verschmälerter Teil erstreckt sich über den Wasenboden und das Muniland nach Osten und in einem schmalen Streifen längs der Sebenstross bis zur Abzweigung des Weges nach Gorisen. Das letztgenannte Stück hat den Namen Mälchgass.
- Bis in die vierziger Jahre des letzten Jahrhunderts wurde das Gemeindeland als Kuhweide benützt. Die Milchkühe der Gemeindebürger, die sich in der guten Jahreszeit auf der Weide befanden, wurden daran gewöhnt, sich zum Melken täglich auf dem schmalen, unweit des Dorfes gelegenen Landstück an der Sebenstross einzufinden. Das machte kaum grosse Mühe, weil die Kühe das Bedürfnis haben, von der Milch befreit zu werden. Auch mochte es ihnen passen, täglich mit ihren Pflegern zusammenzutreffen und wer weiss, vielleicht warfen sie gerne von der Mälchgass aus einen Blick auf das Dorf mit den altgewohnten Ställen! So entstand der Name Mälchgass. Es muss ein lebendiges Bild gewesen sein, wenn sich das Herdengeläute dem Dorfe näherte, die Melker sich einfanden und ihre Arbeit aufnahmen, nachher mit den gefüllten Milchbrenten und Kesseln wieder zurückkehrten, während die Kuhherde sich langsam nach der weiten Weide zurückzog. Als Ergänzung sei erwähnt, dass früher auf den grossen Gütern in Ostpreussen die Kühe in der warmen Jahreszeit ebenfalls auf dem offenen Felde gemolken wurden.
- Nach der Verteilung der Kuhweid-Teile als Pachtland an die Bürger fand das Land an der Mälchgass als *Schulland* Verwendung. Der Lehrer der Oberschule erhielt als Teil seiner Besoldung je ein Stück Pachtland an der Mälchgass und an der Grundgass. So konnte er eine Milchkuh halten und für seine Familie Kartoffeln und Gemüse pflanzen. Ähnlich wird heute noch der Zuchtstierhalter besoldet, worauf sich die Bezeichnung *Muniland* bezieht. Anfangs des 20. Jahrhunderts kam das Schulland ausser Gebrauch. Die Parzelle an der Mälchgass ging käuflich an die Anstösser, die Höfe Gstad und Gorisen über.
- ⁴ Der *Lehm*, wie er in der Natur als Gehängelehm, Opalinuston vorkommt, ist nicht ohne weiteres für den *Ofenbau* verwendbar. Er enthält weiche und ziemlich harte, trockene Partien und muss, damit er zu einer gleichförmigen Masse wird, mit Wasser lange durchgeklopft werden, bis er halb flüssig wird. Das ist eine schmutzige und langweilige Geduldsarbeit, die man «*bëren*» nennt. (Idiotikon 4, 1460: *bëren* = auskneten.) Man verwendete dazu Tröge (ausgehöhlte Baumstrünke). Wenn der Lehm endlich fast halbflüssig und gleichförmig war,

fügte man *Gerstenstaub* hinzu, mischte alles gut durch unter neuem Klopfen (mit der Oehrseite einer Hacke). Im Gerstenstaub sind die kleinen Bruchstücke der Grannen der Gerstenähren enthalten. Durch diese Beigabe wird der Lehm erst eigentlich konsistent und feuerfest. So blieben die Oefen jahrzehntelang haltbar. Freilich mussten sie hin und wieder nachgesehen, bestehende Schäden ausgebessert und die Innenseite wieder ausgestrichen werden.

Herr und Knecht

Von *Gustav Müller*

III. Der Dank des Posamenterknechtes

«Der Gabi» het men em gsait. He jo, wie das eso der Bruuch isch imene Dorf, wenn e Frönde dörthi z wohne chunnt, eine, wo nit mit de Hiesigen in d Schuel oder in Unterricht gangen isch. E so eim sait alles numme der Gschlächtsname, niemerts der Vorname, oder villicht erscht mit der Zyt, wenn er afen e chly agwermt isch im Dorf und Kamerate het; derno chan er öppe vo dene sy Name köre, won em der Vatter und d Mueter gruefe hai dermit. Aber ebe, das will sy Zyt ha. Syner Sprouch no mues er neumen us em Bärnbiet oder em Aargau gsi sy. E Basimänterchnächt isch er gsi oder ehnter e Basimänterchnächtli, änen am Bach, in eim vo dene Hüser an der Stross a. Öb bis Peterjokebs oder bi s Kamatthansheiris, chan i it säge und my Frau, wo mer die Gschicht verzellt het, hets au nit rächt gwüsst. Und die, wos gwüsst hätte, sy nimme do, ligge scho lang underim Bode, säge nüt meh. Nu ytem, bi dene oder bi disne, isch jo au schliesslig glych. Er het eifach neume basimäntet. Do isch er vor sym Wäbstuel zueche gstande, Wuchen y und us und het an syner Wäbstage grissen und gtosse. Dasch gange vo früe bis spot.

Scho vor em Morgenässe het men agfange und z nacht erscht no lang gchäl-tet. Aber e gross Wäse het das glych it gmacht, in allne Häuseren isch däwäg basimäntet worde. Todmüed an Armen und Beine vo der Wäbstage z schwinde und vom lange Stoh isch der Gabi albe z nacht ins Bett gsunke, und es het en niemerts bruche z wagle.

Dernäbe isch däm Chnächtli no das und deis uftrait worde, los men umme, für was men ihn het chönne bruuche: em Chlyne d Milch werme und gee, wenn grad niemerts umme Wäg gsi isch. Und wenn die Grössere heicho gsi sy us der Schuel, se hain-in die wider versuumt, wenn si ihri Schuelufgobe gmacht hai und mit em Rächne und Läschen oder Schrybe nit z Rank cho sy.

Es het au Zyte gee, bsunders in de grosse Wäsch, wo men all Händ voll z tue het, ass der Gabi sy Stuel het müese ganz lo stoh und use go schaffen oder doch nom Nachtässe no hälfe e Heuwagen ablade. Wie het er derby gschwitzt, und wie hets en albe blanget uf däm warme Heustock obe, bis dä, wo dunden uf em Wage mit der Gable die grosse Heuhüfen agstochen und durs Volloch ufegstosse het, jä, bis dä äntligen am leere Wage grüttlet het, ass die letzschte Wüschli und Tschüppeli Heu no drab gfalle sy und die doben uf em Stock gwüsst hai, ass der Wage leer syg. Und wie hets en albe gneckt, wenn er vorhär scho ungeduldig abe gruefe het: «Isch bold fertig?» und dä dunden ufegruefe het: «Es isch uf de Leitere.» So hätte die dobe chönne meine, d Leiterebäum syge jetz vürecho. Wemmen aber vom Heustock durs Volloch abegüggelet und gseh het, ass ufs Wenigscht no ei Aschlag über de Leitere ligg, so het si der Gabi vergäbe gfrent gha und dä uf em Wage het gmacht: «Uff de Leitere sygs, nit in de Leitere!» und het glachet ab sym Gspass.

Wenn er öppe grad Schwarzis oder gar Maryneblaus uf em Stuel gha het oder süscht e schlächti Rächnig, wo men allbot öppis z blätze gha het drin, do